

Vom Almosengeben: Mt. 6, 1-4

Einleitende Bemerkung:

Hinter uns liegen die Antithesen, mit denen wir uns in den letzten drei Gottesdiensten befasst haben. Vor uns liegen drei Abschnitte, die die eigentliche Mitte der Bergpredigt bilden. Wie die Antithesen sind auch diese drei Abschnitte alle gleich aufgebaut, sorgfältig komponiert wie ein Lied mit drei Strophen.

Jesus behandelt darin die drei klassischen Formen der Frömmigkeitspraxis, die drei traditionellen spirituellen Wege des Christentums: das Almosengeben (wobei Almosen ein veraltetes, etwas *schmürzeliges* Wort ist; es meint nichts anderes als eine Handlung, die aus der Haltung von Barmherzigkeit und Erbarmen, Mitgefühl und Solidarität heraus geschieht), das Gebet und das Fasten. Es sind dies Themen, die sehr gut in die Passions-, Fasten- und Brot-für-alle-Zeit hinein passen, die wir mit dem heutigen Gottesdienst eröffnen.

Spirituelle Wege haben stets dieselbe Richtung: Sie führen von der Zerstreuung zur Sammlung, von der Oberfläche in die Tiefe, von aussen nach innen.

Den Kontakt zum eigenen Inneren zu erneuern, die eigene Tiefe auszuloten – darum geht es in den nun folgenden Abschnitten der Bergpredigt, darum geht es insgesamt in der Passionszeit, darum geht es auch in dem Lied des grossen reformierten Mystikers Gerhard Tersteegen, das wir im Anschluss an die Lesung singen werden.

Wir hören nun also den Abschnitt, in dem es ums Almosengeben geht (Mt. 6, 1-4) und singen anschliessend das Lied „Wann sich die Sonn erhebet“.

Lesung: Mt. 6, 1-4

1 Seht zu, dass ihr eure Gerechtigkeit nicht vor den Leuten dartut, um von ihnen gesehen zu werden, sonst könnt ihr keinen Lohn erwarten von eurem Vater im Himmel. 2 Wenn du nun Almosen gibst, so posaune es nicht aus, wie die Heuchler es machen in den Synagogen und auf den Strassen, um von den Leuten gepriesen zu werden. Amen, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn schon bezogen. 3 Wenn du aber Almosen gibst, lass deine Linke nicht wissen, was die Rechte tut, 4 damit dein Almosen im Verborgenen bleibt. Und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.

Lied: RG 573, 1.2.5.8.9

Predigt:

Die Lesung vom letzten Sonntag hat mit einem – wie Stina Schwarzenbach in ihrer Predigt sagte – Hammersatz aufgehört: „Ihr sollt vollkommen sein wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.“

Der Hammersatz am Ende des vorangehenden Abschnitts ist zugleich der Paukenschlag zum Auftakt der heutigen Passage: „Ihr sollt vollkommen sein.“ Mit „Vollkommenheit“ assoziiert man in der Regel Perfektion. „Seid vollkommen“ bedeutet dann: „Seid perfekt – ohne Defizit, ohne Schwäche, ohne Fehl und Tadel.“

Doch das hebräische Wort, das Jesus für „Vollkommenheit“ verwendete, *tamim*, hat eine etwas andere Nuance: Es meint nicht Perfektion, sondern Ganzheit und Einheit – entsprechend dem Glaubensbekenntnis, mit dem die Juden durch die Jahrhunderte ihrer Geschichte und auch noch in die Gaskammern der Shoa gegangen sind: „Höre Israel, der EWIGE, unser Gott, ist einer. Und du sollst den EWIGEN, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deiner ganzen Kraft.“

Diese Vollkommenheit ist mit dem hebräischen Wort *tamim* gemeint: nicht die perfekte Leistung, sondern das ganze, das ungeteilte Herz.

In unserer heutigen Lesung ist von den „Heuchlern“ die Rede. Das Wort für „Heuchler“ im griechischen Urtext, *Hipokritis*, bedeutet ursprünglich „Schauspieler“. Ein Schauspieler in der Antike spielt seine Rolle mit Hilfe einer Maske. Ein *Hipokritis* ist also, könnte man sagen, ein *Fasnächtler*.

Das ist, wohlbemerkt, nichts Negatives. Im Gegenteil. Die Maske gibt dem Schauspieler und dem *Fasnächtler* die Möglichkeit, aus den Rollen hervorzutreten, die man gesellschaftlich normalerweise spielt und in denen man auch gefangen ist, eingepfercht, eingezwängt wie in ein Kostüm oder Korsett.

Theater und Fasnacht geben einem die Möglichkeit, andere, vielleicht noch unbekannte, vielleicht noch verborgene Seiten an sich selber zu entdecken und zum Ausdruck zu bringen. Das macht die Welt etwas fröhlicher und farbiger, und mich selber etwas weiter in meinen Vorstellungen darüber, wer ich selber bin.

Doch nun, passend zur Passionszeit, die der Fasnacht folgt, sollen gemäss unserer Lesung die Masken fallen. Es geht um Bündelung der Vielfalt, um Sammlung im Herzen. Es geht um Heimkehr zum Zentrum, um Rückkehr, Einkehr von der Oberfläche in die Tiefe.

Jesus, der ein brillanter Redner war, bringt diese Bewegung von aussen nach innen mit einer rhetorisch wirksamen Übertreibung zum Ausdruck: „Wenn du Almosen gibst“, sagt er, „dann soll deine Linke nicht wissen, was die Rechte tut.“

Diese Aufforderung, man soll die eine Hand nicht wissen lassen, was die andere tut, ist zu einem geflügelten Wort geworden. Erst wenn man anfängt, darüber nachzudenken, merkt man, dass der Sinn dieses Worts gar nicht ganz klar ist.

Vermutlich meint es einfach, dass selbst die mir am nächsten stehenden Menschen nichts von meinen Guttaten erfahren sollen, nicht meine Partnerin, nicht meine Verwandten, nicht mein bester Freund und auch nicht der nächste Mitarbeiter, der manchmal als die rechte Hand der Chefin bezeichnet wird. Kein Wort, nirgends.

Indessen scheint mir, man könnte das geflügelte Wort noch anders, gleichsam innerlicher, tiefer verstehen: Es würde dann bedeuten, dass in gewissem Sinn nicht einmal ich selber weiss, dass ich Gutes tue. Frei von Absichten, Plänen, Gedanken und Hintergedanken werde ich ganz eins mit meinem Tun.

Wer sich schon einmal mit den fernöstlichen Künsten des Bogenschiessens oder Blumensteckens befasst hat, dem ist diese Weise des In-der-Welt-Seins wohl vertraut. Auch ein Kind, das im Sandkasten spielt, ist in diesem absichtsfreien, nicht wissenden Tun versunken.

"Nicht-Wissen" – dieser *terminus technicus* der Mystik ist das Stichwort, das auch noch bei einer anderen Verständnisschwierigkeit in unserer Lesung hilfreich sein mag:

Jesus sagt, wer seine Guttaten auf den Strassen und in den Kirchen „ausposaunt“ (auch dies übrigens ein geflügeltes Wort, das der Bergpredigt entstammt), der hat seinen Lohn schon erhalten in Form von Anerkennung, Bewunderung, Lob.

Diesem weltlichen Lohn stellt Jesus nun den himmlischen gegenüber, den Lohn, den der Vater im Himmel auszahlt.

Auf den ersten Blick macht das den Anschein, als würden gemäss Jesus im Himmel dieselben Regeln gelten wie hier unten auf Erden. Man eröffnet auch dort oben ein Konto, man zahlt ein in Form von guten Taten, die einem dann zu einem späteren Zeitpunkt, im Jüngsten Gericht, mit Zins und Zinseszins zurückerstattet werden.

Tatsächlich kann man, wenn man will, unsere Lesung so verstehen. Doch mir scheint, auch hier, beim himmlischen Lohn, sei ein anderes, tieferes Verständnis angebracht, bei dem wieder dieses „Nicht-Wissen“ zum Tragen kommt:

Der Himmel ist ein Ur-Bild für das, was uns Erdenwesen unzugänglich bleibt. Der Himmel ist eine Metapher für das Verborgene, von dem unsere Lesung sagt, Gott allein sehe dort hinein.

Das griechische Wort für das Verborgene, *kripton*, ist verwandt mit „Krypta“, was eine höhlenartige Gruft unterhalb einer Kirche bezeichnet – St. Gallus z.B. hat so eine Krypta oder auch das Grossmünster. Krypten sind Orte der Stille, zu denen die Menschen hinabsteigen, um dort zu beten.

Der Himmel ist oben, die Krypta unten in der Erde – doch beiden ist gemeinsam, dass sie verborgen sind. Beide führen hinein in eine Dimension, die höher und tiefer ist als unser begrenztes menschliches Bewusstsein. Sie führen hinein in die Welt des Nicht-Wissens.

Von daher ergibt sich ein anderes Verständnis dessen, was mit himmlischem Lohn gemeint ist: Es geht nicht um einen Lohn, den wir einst am Jüngsten Tag empfangen werden. Sondern es geht um einen *Lohn*, von dem wir nicht wissen, wie er aussieht. Einen unverfügbaren Lohn, von dem aber allemal gilt: Wir werden ihn, wenn wir Almosen geben, erhalten - und zwar hier schon, heute schon in diesem Erdenleben.

Das scheint mir ein bedenkenswerter Punkt zu sein jetzt am Anfang der Brot-für-alle-Zeit, wo wir ja dauernd zum Spenden aufgefordert werden.

Wir spenden *und* werden belohnt, in unbekannter, gleichsam „himmlischer“ Währung zwar, doch wir bekommen unseren Lohn ganz gewiss. Es ist also insgesamt ein Geben und Nehmen, ein Ausfliessen und Zurückfliessen. Es ist nicht so, dass man sich als Spender nur verausgabt. Man bekommt auch etwas zurück.

Anlässlich der Brot-für-alle-Kampagne ist kürzlich ein Interview mit dem brasilianischen Ökonomen Marcos Arruda erschienen. In diesem Interview sagt Arruda: „Wir Menschen sind von Natur aus solidarisch. Aber wir sind uns dessen meist nicht bewusst...“

In unserem Alltagsbewusstsein nehmen wir uns meist als getrennte, also nicht-solidarische Wesen wahr. Doch wer hinabsteigt in die Verborgeneheit einer Krypta, wer betend seine Hände zum Himmel erhebt, der realisiert möglicherweise, dass Arruda Recht hat:

In der Tiefe unseres Wesens, in den Augen unseres himmlischen Vaters sind wir nicht getrennt. Deshalb wird es uns nie wirklich gut gehen, wenn es anderen nicht gut geht. Meine Seele wird nie wirklich satt sein, wenn eine andere Seele hungert. Und umgekehrt: Wenn ich etwas von mir gebe, damit es einem anderen besser geht, dann wird es auch mir selber besser gehen.

Der berndeutsche Troubadour Mani Matter hat diesen Sachverhalt mit paradoxem Wortwitz erfasst, der jenem von Jesus in nichts nachsteht:

dene was guet geit
giengs besser
giengs dene besser
was weniger guet geit
was aber nid geit
ohni dass's dene
weniger guet geit
was guet geit

drum geit weni

für dass es dene
besser geit
wos weniger guet geit
und drum geits o
dene nid besser
wos guet geit

Sonntag, 21. Februar 2010
Andreas Fischer